einem! Dann wuchs sie im mecklenburgischen Stargard auf, dem umhügelten, umforsteten. Schon als Kind begann sie Schattenrisse zu schneiden. Achtzehnjährig ging sie nach Berlin zur Kunstschule und Kunstakademie, zur kunstgewerblichen Fachschule im Letteverein (Prof. Hossacker) und bestand Prüfungen, erwarb Medaillen, unterrichtete selbst, studierte weiter, so bei Prof. Döpler im Kunstgewerbemuseum, malte, zeichnete, stellte aus und sehnte sich nach ihrem wahren Beruf, nach dem Schattenbild, dem Scherenschnitt der Darstellung ihrer geliebten Welt durch die „schwarze Kunst".

Seit 1891 war sie unter Prof. Alexander Kips als Blumenmalerin an der Berliner Porzellanmanufaktur tätig. Ihre Kunst, ihre Persönlichkeit fanden fürstliche Freunde. In Schlössern war sie zu Hause — und doch auch wieder nicht, denn ihr Daheim ist der Wald, die Stille. Sie reiste nach Norwegen und Island, auf Anregung der Kaiserin auch nach Rom: zur Villa Falconieri, und kehrte doch, auch als sie ihr Amt an der Porzellanmanufaktur aufgegeben hatte, immer wieder nach Berlin zurück, wo sie in einem engen Zimmerchen, wolken- und sternennahe, gestaltet, was Garten, Wiese, Feld und Wald ihr schenken. Denn stets zieht es sie auf Wochen und Monate hinaus, in ihrer Heimat Forsten zu leben, wo sie die Geheimnisse der Natur erspürt, als Künstlerin schafft und dient. Ihre Bücher von den Wichtelmännchen, den Sternlein, vom Zufriedenwerden, von Stehmännchen und Gründlingen, ihre Kinderreime, ihre Mappen (Märchen, Kinderglück, Goethes Frauengestalten) und Postkarten, ihre Schnitte zu Eichendorff, Storm, Andersen haben in der ganzen deutschen Welt Heimatrecht gefunden; ebenso ihre Worte und Verse, die sich mit den Schnitten zu höchster Geschlossenheit vereinen. Denn auch aus ihrer Prosa und aus ihren Strophen spricht die Gütige, die Offenbarende. Sie ist gleicherweise Dichterin mit dem Wort wie mit der Schere. Werk und Persönlichkeit decken sich in Johanna Beckmann, wie kaum sonst bei Menschen. Aus tiefstem Lebensernst ringt sich ihr Frohsinn hoch, mit Liebe und Lächeln den Tag umgoldend.

Die technischen Mittel ihrer Kunst sind denkbar primitiv: Schwarzpapier und Schere. Hiermit zaubert sie in feinsten Linien die Vielheit der Strahlen, Fäden, Blätter und Körper beherrschend, was ihr Auge und ihr Inneres schauen. Sie tut den Dingen keine Gewalt an, sondern sie horcht auf die Dinge und ihre Sprache und gestaltet die Blumen aus deren eigenem Wesen. Aber sie wächst über das bloße Wirklichsein weit hinaus, und was sie bildet, ist zugleich Symbol einer höheren Wahrheit, eines göttlichen Sinnes. Mit zartesten Strichen deutet sie loderndes Feuer, bewegte Leidenschaft, Glück, Sturm, Friede oder Jahreszeit. Sie bringt die Einheit von Pflanze, Tier, Mensch, Luft, Stern, Gott. Diesem allen verbunden, kündet sie vom Sinn des Seins, indem sie sich selbst verkündet. Wer in die Aetzungen und die Verse ihres Hauptwerkes „Feuer" Einsicht nahm, weiß, daß hier etwas ganz Großes offenbar wird. Aus Erkenntnis weist ihr Weg zur Erlösung:

„Komm, Bruder Mensch, man hat uns beid'
verkannt, verdorben und gequält.
Es haben Glück und Herzeleid
uns beid' ihr herrlich Lied erzählt.
Komm, Bruder Mensch, nun kann uns quälen
fortan nicht Erdenzwang und Bann,
und unser beider freie Seele
geh, wie sie kann!"

—⊙—

Wie man sich Liebe gewinnt

Der Wunsch, sich die Zuneigung des anderen Geschlechtes zu erringen, bald zu heiraten und den Geliebten oder die Geliebte zu fesseln, hat zu zahlreichen Volksbräuchen geführt.

In Schlesien trägt das Mädchen die Gräten eines Karpfens im Tischtuch am Weihnachtsabend ins Freie und schüttet sie dort aus, damit sie im nächsten Jahr Braut wird. In Böhmen drücken die Mädchen eine Braut, welche die Kirche verläßt, fest am Arm, weil sie dann ebenfalls bald in den Brautstand treten, während zu demselben Zweck im Harz die Brautjungfern das Kleid der Braut mit ihrem eigenen streifen. In Westpreußen schöpft das Mädchen am Ostermorgen vor Sonnenaufgang drei Löffel Wasser aus einem Bach, trinkt sie aus und spricht darauf: „Untergehn, auferstehen, immer treu, ewig neu." Der, an den sie währenddessen denkt, kann dann nimmer von ihr lassen. Etwas umständlicher ist das Verfahren, das in Böhmen geübt wird. Das Mädchen fängt sich einen jungen Täuberich, pflegt ihn, bis er gut fliegen kann, stellt sich an einem Morgen an den Herd, drückt den Täuberich ans Herz, schiebt ihn dreimal durch den linken Hemdsärmel und läßt ihn alsdann mit einem Segenswunsch an den erwählten Burschen durch den Kamin fliegen.

In Franken gilt es als ein erprobtes Mittel um die Gunst der Männerwelt zu erringen, daß das Mädchen die Wurzel vom Liebstöckel bei sich trägt. Im Vogtland erreicht es dasselbe dadurch, daß es sich einen Zweig in die Tasche steckt, auf dem ein Bienenschwarm gesessen hat. Dagegen muß in Pommern der Bursche, der bei dem schönen Geschlecht beliebt werden will, ein Schwalbenherz bei sich tragen. Um die Treue des Geliebten zu befestigen, blickt in der Oberpfalz das Mädchen bei zunehmendem Mond nach dem Abendstern und spricht dabei:

„Ei, du mein lieber Abendstern,
Ich seh' dich heut' und allzeit gern.
Schein hin, schein her,
Schein über neun Eck',
Schein über meins Herzliebsten Bett,
Daß er nicht rastet, nicht ruht,
Bis er an mich denken tut."

In Posen näht ein Mädchen, dem, zu dem sie sich hingezogen fühlt, einen Rosmarinzweig in den Rock. Dann kann er dem Mädchen nicht widerstehen. Ebenso verliebt sich in Baden ein Mädchen sicher in einen Burschen, wenn dieser ihm heimlich drei Hahnenfedern in die Hand drückt. In der Pfalz hat der Bursche, um sich die Liebe eines Mädchens zu gewinnen einen Laubfrosch nötig. Am Georgi-Tage legt er ihn vor Sonnenaufgang in einen Ameisenhaufen. Haben die Ameisen das Fleisch an dem Körper abgenagt, so nimmt der Bursche die Knöchelchen heraus. Mit dem Schenkelknochen dem sogenannten Liebeshaken, streicht er alsdann über den Rücken des Mädchens. In Böhmen fängt der Bursche eine Kröte, die er unter der Haustürschwelle der Angebeteten vergräbt. Sowie sie über die Schwelle schreitet, muß sie ihm ihre Liebe zuwenden.

Einen etwas bitteren Trank bereitet ein Mädchen ihrem Geliebten, den sie an sich ketten will dadurch, daß sie ihm in Franken im Kaffee spanische Fliegen kocht, denen sie vorher die Köpfe abgebissen hat. In Hessen und Oldenburg aber steckt man sich ein Stück Zucker unter den Arm und läßt es dann den Geliebten essen. In Hessen entwendet das Mädchen dem Geliebten heimlich einen Schuh, trägt ihn acht Tage lang selbst und gibt ihn dem jungen Mann zurück, der jetzt dem Mädchen nachlaufen muß.

Liebende dürfen sich in Thüringen keine Schuhe schenken, weil auf diese Weise die Liebe „zerlatscht" wird, und in Sachsen und Baden kein Buch, da sonst die Liebe „zerblättert" wird. Befürchtet in Böhmen ein Bursche daß ihm die Geliebte ihre Gunst entzieht, so geht er um Mitternacht an das Grab eines ungetauft gestorbenen Kindes und entnimmt ihm drei Hände voll Erde. Wenn er diese der Geliebten über den Kopf wirft, erwacht ihre Liebe zu ihm aufs neue.

—⊙—

Gute Vorsätze

Es gibt Menschen, die machen auf andere zunächst den Eindruck, als seien sie wahre Idealnaturen. Sie ergehen sich ständig in Ergüssen darüber, was sie alles vorhaben an guten Werken, wo überall sie helfend eingreifen usw. Bei näherem Verkehr werden uns aber die Augen geöffnet und wir erkennen, daß diese scheinbaren stillen Helden in Wahrheit gar keine sind, daß ihr Leben sich vielmehr nur aus guten Vorsätzen zusammenstellt, zu deren Ausführung es nie oder nur selten kommt. Wer sich zuviel vornimmt, führt nichts aus. Wer ewig im Humanitätstaumel dahinlebt, bei dem ist es um die Praxis schlecht bestellt, ihm fehlt die rasche und wirklich tätige Hand. Das Schlimme aber ist, daß solche Leute sich selbst am meisten täuschen. Sie wähnen sich als über dem Durchschnittsmenschen stehend, reichen aber in Wahrheit nicht an ihn heran.

Wer wirklich das Gute anstrebt, wer die guten Regungen, die in ihm schlummern, tatsächlich verwirklichen will, der handele ohne viele Worte zu machen, und das geschieht auch meist. Eine gute Tat ist mehr wert als hundert gute Vorsätze. Darum: Lassen wir uns nicht durch andere täuschen, die uns dauernd über ihre vorbildlichen Pläne auf dem Laufenden halten und hüten wir uns selbst davor, jenen Menschen gleichzutun.

ng.

Ratschläge und Winke

Es kommt wohl vor, daß **Schreibfedern** mitten im Gebrauch plötzlich versagen, entweder durch Altersschwäche oder durch sonst irgend welche Mucken. Wenn man gerade keine neue zur Hand hat, kann man sich doch aus der augenblicklichen Verlegenheit helfen, indem man die Feder — verkehrt herum hält, d. h., mit der gehöhlten Seite nach oben. Sie wird in den meisten Fällen schreiben, sogar ebensogut, als hielte man die Feder richtig.

Waschlappen werden nach längerem Gebrauch oft „glitschig" durch die Seifenteile, die beim Waschen zurückblieben. Selbst durch Kochen verlieren sie, trotzdem sie vollständig sauber sind, jenes „Glitschige" nicht. Man helfe sich da auf folgende Weise: Auf ½ Liter kaltes Wasser gibt man zwei Eßlöffel Kochsalz und einige Eßlöffel scharfen Essig. Die Waschlappen läßt man in dieser Lauge etwa eine halbe Stunde liegen, drückt öfter darin aus und wäscht sie darin zuletzt gut durch. Sie sind danach wie neu. Zuletzt sehr oft in klarem Wasser nachspülen.

Selters, Malzbier usw. pflegt oftmals so sehr zu schäumen, daß beim Oeffnen der Flaschen schon ein gut Teil der Herrlichkeit verlorengeht. Einen überraschenden Erfolg erzielt man, wenn man einige Sekunden (etwa 30—40), vor dem Oeffnen die Flasche auf die Handfläche stellt und sie mit den Fingern umschließt Die ausströmende Körperwärme vielleicht mag es sein, die das Innere der Flasche zur Ruhe bringt; jedenfalls dürfte in den meisten Fällen nichts mehr vom „wilden" Inhalt zu merken und es eine Freude sein, ihn einzuschränken.

Helle Sommerschuhe (Leder) lassen sich vorzüglich reinigen mit Buttermilch. Man reibe sie mit einem weichen Lappen und Buttermilch tüchtig ab; die Flecke werden verschwinden und das Leder wird doch in keiner Weise angegriffen. Nach dem Reinigen nochmals mit angefeuchtetem Wasserlappen nachreiben und fest mit Zeitungspapier ausstopfen, damit sie beim Trocknen nicht die Form einbüßen.

—⊙—

Büchertisch

Das abgefeuerte Auto. Ein interessantes Gespräch mit dem Erfinder Max Valier berichtet das neue Daheim (64 Jhrg. Nr. 31). Es heißt dort: „Die Welt hat Max Valier lange für einen Phantasten gehalten. Er saß mir vor zwei Jahren gegenüber und sagte: „Jedermann weiß, daß der Revolver, das Gewehr, die Kanone beim Feuern einen Rückstoß erfahren. Nun ist aber auch die Rakete, bezw. das Raketenweltraumschiff, nichts anderes als eine Kanone, nur daß sie nicht eine einzelne schwere Granate, sondern in ununterbrochener Folge einen Strom winziger Gasmoleküle aus ihrer Düse hinausfeuert. Und die Berechnung zeigt, daß dies sogar wesentlich günstiger ist." Valier wollte also in dem hinteren Raum seines Raketenschiffes dauernd Explosionen erzeugen, deren Rückstöße dann das Schiff vorwärtstreiben. Er war im Glauben an seine Theorien unerschütterlich. „Es wird gehen, es muß gehen," sagte er zu mir, „ich werde die Welt von der Richtigkeit meiner Sätze überzeugen. Ich werde Versuche im kleinen machen, nur muß ich das Geld für diese Versuche haben. Ich weiß, daß ich dann sehr bald ein Raketenflugzeug über den Ozean schießen kann — eine Stunde wird es von Europa nach Amerika fliegen oder zwei. Ich weiß, wie es starten, ich weiß, wie es landen muß. Ich habe auch schon genug Flugpassagiere für den ersten Schuß, aber das Geld fehlt eben, das leidige Geld für die Versuche." Auch ich war damals ungläubig, trotzdem mir eine innere Stimme sagte: „Es ist etwas Wahres an dieser Sache, an dem Glauben dieses kühnen, klugen Mannes. Warum auch nicht? Wer dir vor dreißig Jahren gesagt hätte, daß du dir durch die Luft in deinem Zimmer die Meistersingervorstellung aus dem Opernhause herbeirufen könntest, den hättest du ebenso ungläubig angesehen." Und nun hat Valier die Männer gefunden, die seinen Theorien den Weg in die Praxis geebnet haben: Das erste Raketenfahrzeug ist auf der Opelrennbahn mit bestem Erfolge gestartet. Der Wagen erreichte nach acht Sekunden bereits eine Geschwindigkeit von mehr als einhundert Stundenkilometern. Was aber ist der Raketenwagen? Es ist der erste sichere Schritt zum Raketenflugzeug."

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 18 Altena, den 1. Mai 1928

Fünfzig Jahre

Von Etty Hirschfeld.

In Scheuermanns amüsantem Buch „Papalaghi", in dem ein Bewohner jener uns durch van Zanten vertrauten paradiesischen Insel der Südsee seine europäischen Eindrücke schildert, setzt diesen unverbildeten dunkelhäutigen Häuptling neben tausend anderen Dingen auch unsere Berechnung des menschlichen Lebens in mißbilligendes Erstaunen, denn auf van Zantens glücklichen Inseln kennt man keine Geburtstagsfeiern und daher auch keine Furcht vor dem Altwerden. „Wozu macht ihr euch mit solchen Dingen eure Tage traurig?" Warum glauben Menschen, die gesund und kräftig sind, und deren Haupt noch nicht der Schnee des Alters bedeckt, daß sie alt sind, weil sie fünfzig Jahre gelebt haben?" Aehnliches sagt auch Prentice Mulford, der bekannte amerikanische Philosoph des Alltags. Er hält das Altwerden für eine schlechte Angewohnheit, die wir ablegen könnten, wenn wir nur wollten. Und er kommt zu dem gleichen Schluß wie der Südseehäuptling. „Wenn ihr fünfzig oder sechzig Jahre alt geworden seid, so bildet ihr euch ein, nun beginne der Abstieg, und trotzdem ihr euch frisch und tatenfroh fühlt, meint ihr, eure Kräfte müßten jetzt nachlassen, ihr seid eben in den Jahren, die das mit sich bringen. Und das redet ihr euch solange ein, bis ihr wirklich müde und umlustig — alt werdet!" Traditionelles Denken, das wir gedankenlos übernehmen: von . . . bis — Jugend, von . . . bis — Mannesalter — Alter. Wie falsch: denn wie viele Zwanzig- und Dreißigjährige gibt es, die niemals jung gewesen, und andererseits reißt einer mit sechzig Jahren noch die Welt ein. Was heißt denn: jung sein? Mitleben. — Alt sein? Abseits stehen. Keiner muß das, der nicht seinen Willen verloren hat. Aber — man hat sich doch gewandelt. Wo sind die feurigen, begeisterten Empfindungen der Jugend, die zu tausend süßen Torheiten verlockten, zu impulsivem Handeln und unbekümmertem Draufgehen — wo ist der schöne Glauben an die Menschheit, an das Gute und Edle geblieben? Das alles haben wir verloren — wir sind ja so kritisch geworden — mit fünfzig Jahren.

Natürlich ist das Denken und Empfinden des gereiften Menschen ein anderes wie das des unerfahrenen Jugendlichen; aber muß er deshalb ärmer sein? Und besitzt er nicht mehr die schrankenlose Begeisterungsfähigkeit der Zwanzigjährigen, so ist sein Fühlen tiefer und bewußter geworden. Vieles, das der Jugend Freude weckte, läßt ihn gleichgültig. Doch er sieht anderes, an dem die Jugend vorübergeht. Die innigen unaufdringlichen Schönheiten der Natur sprechen mit tausend Zungen zu dem Aelteren, der Junge geht an ihnen vorüber. Lebt man nicht bewußter, intensiver, gerade weil man das Gefühl der Endlichkeit besitzt? Die Jugend verschwendet mit vollen Händen, und sie darf das. Der Gereifte sichtet und geht sparsamer mit seinen Gefühlsäußerungen um, aber sind sie nicht oft tiefer, nachhaltiger und darum wertvoller?

Aber — die Frauen! Die Frau von Fünfzig — das heißt verblüht sein, nicht mehr begehrt werden, freilich auch „gefährliches Alter". Mit mokantem und fadem Beigeschmack. Ja — wenn die Frau nur Zeugewesen, nur Spielzeug ohne Seele, ohne Innenleben war — hundertmal nein, wenn sie ein Mensch ist. Ganz gleich, wo sie steht. Und das Aeußere? Auch da so oft Selbstsuggestion: „ich bin fünfzig, nun bin ich alt." Es ist doch anders geworden heute. Die trennende Klassifikation der Mode, die einstmals der verheirateten Frau vorschrieb, diese Würde in der Kleidung zum Ausdruck zu bringen, die der Frau über Fünfzig den Kapottehut dekretierte, ist verschwunden. Die Mode ist sogar sehr tolerant geworden. Jede trage, was ihr gefällt! Aber — gefallen soll ihr, was sie kleidet. Nie vergesse das die gereifte Frau. Eine Ungeschicklichkeit kann ihr viel verhängnisvoller werden als der jüngeren. Ein Zuviel kann sie zur Karikatur machen — ein Zuviel nicht nur in der Kleidung. Schönheitsmittel — maßvoll angewendet, sind nicht zu verwerfen. Gepflegtes Aussehen — eine Notwendigkeit! Aber wehe der Frau, die „zurechtgemacht ausschaut. Wirken durch das, was ihrer Gereiftheit Vorzüge sind: Verständnis zeigen, mit Grazie und Geist zu plaudern wissen — den Mut haben, sie selbst zu sein. Und hat sie Temperament und starkes Empfinden, so darf sie es haben, auch mit Fünfzig. Sich freimachen von philisterhafter Tradition, daß die Frau von fünfzig Jahren nicht mehr zählt. Manche resigniert ja viel früher, weil „sichs nicht mehr verlohnt". Denn jeder ehrliche Standpunkt hat Berechtigung. Man denkt an die Umwandlung aller Werte, und man ist versucht, sie auf die Altersbestimmung anzuwenden: „Was sind heute fünfzig Jahre!" Schließlich, Einstein hat uns ja gelehrt: Es kommt immer nur auf den Standpunkt an, auf dem wir uns befinden. Also: im Verhältnis zur Ewigkeit! — was sind da fünfzig Jahre!

—⊙—

Frauenpartei?

Von Dr. Käte Wiehle.

Jener Gedanke, der in Deutschland von den Mitgliedern der „radikalen Frauenbewegung", Minna Cauer, Anita Augspurg, Marie Stritt im „Bund fortschrittlicher Frauenvereine" vor der Oeffentlichkeit vertreten wurde (1899), die Erlangung des Frauenstimmrechts, hat sich über Erwarten schnell erfüllt. Der Kampf um das Frauenstimmrecht ist ausgekämpft; entspricht der Erfolg den Erwartungen? Die Wahlmüdigkeit und politische Uninteressiertheit sprechen dagegen. Sicherlich finden wir dieselbe Erscheinung auch bei den Männern, und der tiefere Grund liegt an den unbefriedigenden Allgemeinzuständen, an den Enttäuschungen utopistischer Wahlversprechen aller Parteien, denen die Wirklichkeit Halt gebietet! Auf allen Seiten klafft ein Abgrund zwischen Wort und Tat, der Einzelne fühlt sich hierdurch, oft in grundsätzlichen Dingen, von der Wirklichkeit betrogen und das Gefühl bedauerlicher Hilflosigkeit erfaßt den Wähler bei der Frage nach dem rechten Weg. Jede Partei hat enttäuscht! Eine Dame erklärte mir nach der letzten Wahl: „Ich bin in zirka 20 Wahlversammlungen gewesen, um mir ein eigenes Urteil zu bilden, welche Partei ich wählen sollte. Alle Redner versprachen ideell und materiell solch überzeugende Verbesserungen, daß ich nicht wußte, wen wählen — darum habe ich nicht gewählt." Das ist ein sehr bedauerlicher Standpunkt, andererseits beleuchtet er kurz, daß im Grunde die zu vielen Worte es sind, die enttäuschen.

Aus solchen Erwägungen heraus mag der Gedanke der Frauenpartei entstanden sein, er ist nicht neu, schon 1920 wurde bei der Berliner Kommunalwahl eine „Frauenpartei" aufgestellt, doch vermochte sie, trotz der großen Zahl der Wählerinnen, kein Mandat für ihre Wählerinnen zu erringen. Das bleibt immerhin eine Mahnung.

Die Anhängerinnen der Frauenpartei glauben eine überparteiliche Zusammenfassung der Wählerinnen zu ermöglichen. Ob diese Ueberparteilichkeit unter den heutigen scharfen Spaltungen und politischen Verhältnissen möglich ist, soll hier nicht erörtert werden. Viele Frauen verneinen prinzipiell jede neue Parteibildung als weitere Zersplitterung und Kraftvergeudung im Interesse der Allgemeinheit. Wieder andere vermögen sich mit der Trennung in Fraueninteressen und Männerinteressen, zu der es bei Aufstellung einer Sonderfrauenliste kommen könnte, nicht zu befreunden. Sie glauben damit den eigentlichen Grundgedanken des Stimmrechts an sich, die selbstverständliche Gleichberechtigung der Behandlung aller Fragen der Gesamtheit beengt und halten diese Einseitigkeit für das Staatsleben und den Staat an sich für verhängnisvoll.

Sie fürchten, daß der Wahlruf: hie Frau . . hie Mann — zum Kampfruf werden könnte. Frauenwille aber strebt Gegensätze auszugleichen und nicht zu verstärken.

So steht Auffassung gegen Auffassung. Jede Frau sollte sich mit dieser Frage näher beschäftigen, ernstlich das Für und Gegen erwägen, denn die Frage mag plötzlich wieder akut werden. Vorläufig lehnt auch die Führerin der demokratischen Frauen, Dr. Bäumer, die Frauenpartei ab — wie sich überhaupt die in parlamentarischer Praxis arbeitenden Frauen mit neuen Splitterparteien nicht befreunden können.

—⊙—

Der Gesundbrunnen für die berufstätige Frau

Härter als den Mann trifft die berufstätige Frau der Fluch der einseitigen Berufsarbeit. Schönheit und Gesundheit verkümmern unter Hitze, Dunst und Staub, unter der Gleichförmigkeit und Einseitigkeit der Arbeit des Alltags. Die widersinnige Ausnutzung der Freizeit tut ein übriges. Nicht selten wird dann noch der letzte Rest körperlicher Frische und Widerstandskraft dem Götzen Gewohnheit und der Göttin Mode geopfert. Nur wenige Frauen wehren sich gegen diesen Raub an ihrem Körper, erkennen die Gefahr und finden den Weg zur Rettung aus körperlicher Not. Noch schlimmer sind die Folgen des eintönigen, einseitigen Erwerbslebens für das geistig-seelische Innenleben der Frau. Nur selten noch kann die Frau im Beruf Befreiung, Entwicklung und Auswirkung ihrer Persönlichkeit finden. Gerade das Feinste und Tiefste im Wesen der Frau erstickt langsam, aber sicher in der Enge und Leerheit der beruflichen Arbeit. Und doch kann jede Frau gar leicht den Kraftquell neuer Lebensfrische erlangen. Wartet doch an allen Wegen, auf Spiel- und Turnplätzen, in Turn- und Schwimmhallen das deutsche Turnen auf sie, das ihr helfen will, das vorbeugen und ausgleichen kann. In den Frauenabteilungen der Deutschen Turnerschaft findet jede berufstätige Frau die beste und wirksamste Ausgleichsgymnastik für Haltungsschäden und Gesundheitsstörungen. Bei Lauf und Spiel kann sie dort in ihrer Freizeit die Lebenskraft ihrer lebenswichtigen Organe stärken, durch Haltungsübungen den durch Sitz- und Beugezwang hervorgerufenen Verbildungen und Versteifungen ihres Körpers entgegenwirken und das Gefühl für richtigen Aufbau und naturgewollte Haltung zurückgewinnen. Geschmeidigkeits-, Dehnungs- und Lockerungsübungen beseitigen alle Verkürzungen und Krampfzustände der Muskeln. Dort erwirbt sie sich auch bei Uebungen mit sein abgestuften Bewegungsgängen jenes Bewegungsempfinden ohne das eine kraftsparende Ausführung der Arbeitsbewegungen unmöglich wird. Im Schwung und Sprung lösen sich die Glieder. In langsam vorschreitender, aber stetig sich steigender Beanspruchung gewöhnt sie ihren bewegungsentfremdeten Körper wieder an Betätigung. Die anfangs vorhandenen körperlichen und seelischen Hemmungen verschwinden bald, Erfolgsfreude reizt zu neuen Versuchen und stärkt das Selbstvertrauen der Anfängerin. In schlichten Tanzformen kommt wieder all das zum Klingen und Mitschwingen, was die Hast und Sorge des Alltags erdrückte. Schwimmen, Rasenspiel und Wandern führen sie hinaus in Licht und Luft, in die leben- und segenspendende Natur. Dort kommt das Frohwerden und Freiwerden am schnellsten und sichersten. Ist auch die Freizeit karg bemessen und das Wochenende gar zu schnell vorbei: Eine in der Natur, in der befreienden und beglückenden Nachbarschaft von Sonne, Wind und Wasser verbrachte Erholungszeit erheitert

Die Zwillinge

Eine Kindergeschichte von G. W. Beyer.

„Also abgemacht!“ sagte kürzlich mein alter Bekannter Steffens beim Abschied, „Sie kommen demnächst zu mir aufs Land und lernen mein kleines Reich, Haus, Hof, Frau und Zwillinge Liese und Lene kennen.“ Eine Woche später landete ich mit dem Bummelzug auf einem weltfernen Heidebahnhöfchen. Freund Steffens begrüßte mich erfreut und führte mich stolz zu seinem schönen Juckergespann. Dann fuhren wir nach Lenenhof, dem Sitz der Familie.

Wir waren eben in sachverständigem Gespräch über Feld und Wald begriffen, als mir ein Gegenstand klatschend gegen den Schädel flog, den Hut vom Kopf riß und polternd in den Wagen kollerte, eine Kartoffel. Freund Steffens wurde puterrot, und ich erkannte, daß zwischen ihm und dem heimtückischen Geschoß ein enger Zusammenhang bestehen mußte. Da scholl auch schon aus dem Straßengraben schrilles Indianergeheul herüber, und zwei verdächtige kleine Wesen mit schmutzigen Gesichtern und in Kleidern, die einmal eine bestimmte, jetzt nicht mehr erkennbare Farbe besessen hatten, stürzten auf unseren Wagen zu. Jedes hielt eine kräftige Gerte zum Schleudern von Kartoffeln, faulen Aepfeln und ähnlichen Wurfgeschossen in der Hand.

Der Wagen hielt und Freund Steffens zerrte ziemlich unzart seine fünfjährigen hoffnungsvollen Zwillinge neben sich auf den Sitz: „Wer von Euch beiden hat die Kartoffel geworfen?“ Die schmutzigen Mäulchen blieben stumm. „Zeigt mal Eure Hände her!“ befahl der Vater. Vier schmierige braune Tatzen kamen meiner neuen Hose bedrohlich nahe; eine von ihnen hielt noch eine Kartoffel. „Aha!“ frohlockte Freund Steffens. „Du warst die Uebeltäterin!“ Er zog das schmutzige kleine Wesen, das beide Hände frei hatte, beängstigend am Ohr: „Name:“ — „Lene!“ quietste eine schmerzlich gerührte Stimme. „Nanu?“ platzte ich los, „müssen Sie Ihre Kinder wirklich erst fragen, wie sie heißen?“ — „Warten Sie erst einmal, bis die beiden sauber gewaschen sind dann werden Sie sehen, daß die Rangen nicht zu unterscheiden sind! Also Lene, zuhause gibt es noch eine Tracht Hiebe!“

Da fuhr der Wagen durch eine Toreinfahrt, und wir hielten vor dem Wohnhaus. Frau Steffens erwartete uns auf der Treppe, und ich wurde ihr vorgestellt. Diese Gelegenheit benützten die Zwillinge, um sich hinweg zu schleichen. Doch Freund Steffens bemerkte noch im letzten Augenblick die Flucht: „He, hier bleiben!“ Aber nur eine der jungen Damen hörte auf den Ruf und kam maulend zurück. „Nichts als Dummheiten machen die Gören!“ sagte mein Freund zu seiner Frau. „Ich muß wieder einmal ein Exempel statuieren.“ Ein wohlgezielter Gertenhieb traf die Sitzfläche der kleinen Sünderin: „Ich will Dich lehren, unseren Besuch mit Kartoffeln zu bewerfen! Los, Lene, laß Dich jetzt waschen!“ — „Aber Kurt!“ sagte Frau Steffens vorwurfsvoll. „Das war doch Liese!“ — „Ach, Du lieber Himmel! Dann habe ich die Falsche verhauen. Hör zu, Liese! Wenn Du sauber gewaschen bist, kommst Du zu mir und holst Dir ein Stück Schokolade, weil Du für Lene Schläge bekommen hast.“ Schluchzend verschwand Liese um die Ecke.

Kurz danach saßen wir Männer im Herrenzimmer, als ein weißer Engel auf uns zu kam: „Papa, jetzt bin ich sauber gewaschen!“ — „Ja jetzt sollst Du auch Deine Belohnung haben.“ Freund Steffens drückte seinem unschuldsvollen Töchterchen ein Stück Schokolade in die Hand: „Schmiere Dich nicht voll!“ Eiligst verschwand der kleine Engel.

Wenige Minuten später kam ein zweites weiß gekleidetes Wesen erwartungsvoll auf Freund Steffens zu: „Papa, ich soll doch ein Stück Schokolade haben.“ — „Was?“ fragte der Vater entsetzt. „Habe ich mich schon wieder einmal geirrt? Name?“ — „Liese“, kam es kläglich aus dem sauber gewaschenen Mäulchen. „Armes Kind, jetzt habe ich keine Schokolade mehr. Morgen bringe ich Dir aber etwas mit.“ Enttäuscht schlürfte Fräulein Liese zum Zimmer hinaus.

Nach dem Essen führte mich mein Freund durch Haus und Hof. Wir kamen gerade von den Ställen zurück, als aus einem Fenster des Hauses lautes Wimmern klang. „Himmel!“ seufzte Freund Steffens. „Was ist denn wieder mit den Gören los?“ In der Haustüre begegnete uns die Mutter: „Kurt, geh doch einmal zu den Kindern. Ich glaube, Lene hat sich an Deiner Schokolade den Magen verdorben.“

Wir stiegen ins Kinderzimmer hinauf. Dort kauerte in einem Stübchen ein Häuflein Elend und rieb sich den Magen: „Papa, Papa, ich hab so Bauchweh!“ Der andere Zwilling saß daneben und heulte aus schwesterlicher Teilnahme mit. „Ruhe!“ befahl Vater Steffens. „Du bekommst einen Löffel Rizinus; dann wird es wieder besser.“ Ein entsetzliches Geheul erscholl: „Nein, nein, kein Rizinus!“ und die beiden wollten zur Tür hinaus entwischen. Doch der Vater faßte gerade noch einen Zwilling. „Bitte, halten Sie das Kind einen Augenblick! Ich will das Rizinusöl holen.“

Gleich danach kam Freund Steffens, eine große Flasche und einen Löffel schwingend, zurück; den füllte er bis zum Rand und trat drohend auf das arme Schlachtopfer zu. „Papa, Papa, ich habe doch gar kein Bauchweh!“ kreischte die Kleine. „Das glaube ich wohl! Jetzt, da Du Rizinus nehmen sollst. Ruhig! Mund auf!“ Gehorsam öffnete sich das Mäulchen und schluckte die fürchterliche Arzenei.

Da ging die Tür wieder auf, und Frau Steffens schob den anderen Zwilling ins Zimmer hinein: „Hier habe ich den Ausreißer. Komm, Lene, sei brav und trink das Rizinusöl!“ — „Himmel!“ stöhnte Freund Steffens. „Habe ich mich schon wieder geirrt!“ Vor Schreck ließ er die Flasche fallen; sie zersplitterte auf dem Fußboden. Liese heulte; Lene strahlte, ihre Leibschmerzen waren vergangen. Ich war erschüttert und suchte mein Zimmer auf, um mich von den bisherigen Abenteuern auf Lenenhof zu erholen.

Als ich zwei Stunden später mit meinem Freund vor dem Abendessen eine Zigarre rauchte, kam seine Frau mit besorgter Miene ins Zimmer: „Kurt, weißt Du nicht, wo die Kinder sind? — „Nichts als Aerger hat man mit den Gören!“ brummte der liebevolle Vater. „Jetzt kann man sich noch auf die Suche nach ihnen machen.“

Da öffnete sich die Tür, und einer der beiden Zwillinge schob sich mit unschuldsvoller Miene ins Zimmer hinein. „Wo hast du gesteckt?“ fragte Freund Stefens. „Oooch“, meinte das kleine Wesen, „wir waren nur im Schuppen.“ — „Was habt Ihr dort gemacht?“ — „Oooch, wir haben nur ein bißchen in der alten Farbe herum gerührt.“ — „Welche Farbe?“ — „Oooch, die, wo Johann den Kutschwagen mit gestrichen hat.“ — „So! Was habt Ihr dann mit dem Kutschenlack angefangen?“ — „Ach, Papa, weißt Du, die Liese, die hat gesagt, sie wollte nicht immer, daß sie für mich Haue kriegt und daß ich ihre Schokolade aufesse und daß sie mein Rizinusöl trinken muß und da . . . und da . . .“

Da stieß Frau Steffens einen entsetzten Schrei aus und wies nach der Tür. Dort stand in einem vor kurzem noch weiß gewesenen Kleidchen ein kohlrabenschwarzes Mohrenkind und rief mit strahlenden Augen: „Papa, Papa, guck! Jetzt weißt Du doch immer, wer die Liese ist!“

Frauenauge und Charakter

Von E. Mahlinger.

Das Auge ist der Spiegel der Seele. Es spiegelt nicht nur alle Regungen wieder, die in den verschwiegenen Tiefen der Seele vor sich gehen, es gibt überhaupt ein getreues Abbild des ganzen psychologischen Mysteriums, das uns sonst nur noch durch Worte und Reden offenbart wird. Mehr noch als vom Männerauge läßt sich das vom Frauenauge sagen, sintemalen das Weib ja gern ihr volles Herz in den Blick legt.

Ein seelenvolles Frauenauge bedeutet aber noch mehr als ein beredtes Spiegelbild der Seele, es ist eine Schönheitsgabe, mit der sich keine zweite vergleichen läßt. Nicht der edelste Hals, nicht der rosigste Mund, nicht die klassischste Nase, nicht die herrlichste Goldflut des Haares können einen Vergleich mit einem schönen, ausdrucksvollen Augenpaar aushalten. Wie vermag ein Augenpaar zu wirken, aus dem eine edle Seele, vornehme Denkungsart, tiefes, reines Empfinden, Herzensgüte und ungekünstelter Frohsinn in vollen warmen Farben leuchten. Alles unebenmäßige, alle Unregelmäßigkeiten des Antlitzes kann ein solches Auge mildern, überstrahlen und vergessen machen. Ich hörte Frauen oft sagen, wenn sie sich über Männer unterhielten: „Er ist kein Adonis, aber er hat so schöne Augen.“ Wenn Frauen in solcher Weise über Männeraugen urteilen, dann kann man mit gutem Recht sagen, daß das im allgemeinen wohl ausdrucksvollere u. ausdrucksfähigere Frauenauge bei der Männerwelt ein noch größeres Interesse erweckt. In der Tat ist in den gebildeten Kreisen die Zahl derer nicht gering, die die Frau hinsichtlich ihres Charakters nach dem Ausdruck ihrer Augen beurteilen.

Von der stattlichen Reihe der Dichter, die das Frauenauge besingen und den zahllosen mehr oder weniger ernst zu nehmenden Galants, die eine Dame „um ihrer schönen Augen willen“ verehren, soll hier nicht gesprochen werden. Ein Frauenauge kann oft schön und seine Besitzerin dennoch weniger verehrungswürdig sein. Ueber den Begriff Schönheit läßt sich streiten. Jeder hat sein besondres Schönheitsempfinden, und beim Auge tritt zu den Vorbedingungen der Größe, Form und Farbe noch die besonders einflußreiche des Ausdrucks hinzu. Ein Idealist wird stets ein großes, ruhiges, träumendes Frauenauge bevorzugen, ein sinnlich Veranlagter wird dunkle Glutaugen „wunderbar und schön“ finden, ein dritter liest aus klugen, grauen Augen die Schönheit heraus, ein vierter trinkt sie in vollen Zügen aus kokett lachenden Braunaugen, und so fort. Jeder nach Geschmack und Gefühl. Sicherlich stehen aber Augen und Charakter in engsten Beziehungen zueinander, und wer in diesen irdischen Sternen richtig zu lesen versteht, der kann immerhin mit einiger Sicherheit die Seelendiagnose stellen.

Was können wir nun alles aus einem Frauenauge herauslesen und welche Rückschlüsse dürfen wir ziehen?

Es wäre natürlich ebenso gewagt wie verfehlt, ganz bestimmte Grundzüge als Antwort hierauf geben zu wollen. Ein Frauenauge ist ebenso der Rätsel voll und unergründlich wie eine — Frauenseele.

Für die Bewertung des Charakters kann jedenfalls nur der Ausdruck des Auges maßgebend sein. Hat ein Frauenauge (was ja wohl auch vorkommt) überhaupt keinen Ausdruck, so kann man ohne kühnliche Logik annehmen, daß es mit dem Innenleben der Betreffenden nicht rühmlich bestellt ist, daß sie mit dem großen Leben entweder so gut wie abgeschlossen hat oder — und das ist in den meisten Fällen das wahrscheinlichere — das Kulturleben in seinen höheren Phasen gar nicht kennen lernte. Fast immer läßt ein leeres ausdrucksloses Auge auf ebenso leere Gehirnzellen schließen.

Im direkten Gegensatz zu ihm steht das sogenannte lebendige Auge. Jenes äußerst bewegliche, lockende, verführerische Auge, das in allen Farben- und Lichtarten flimmern, leuchten, funkeln, glühen kann. —

Wie anders als dieser unruhige, verwirrende Reiz solcher kapriziösen Hexenaugen wirkt ein Auge, aus dem Innigkeit, Frohsinn und heitere Schaffensfreude wie feierliche Osterglocken läuten. Solchen Augen kann der Mann glauben und vertrauen, sie reden von einer schönen Frauenseele, von einem Frühlingsgarten, in dem es lieblich blüht und duftet. Aber auch jene Frauenaugen, aus denen eine so wohltuende sonnige Wärme strahlt, lassen erraten, daß hinter ihnen eine Seele wohnt, in der sich Güte und Selbstlosigkeit paart, die immer bereit ist, dem Manne helfend zur Seite zu sein.

Außer diesen Augengattungen, von denen die beiden letzterwähnten stets als Herolde eines echt fraulichen Naturells angesprochen werden können, gibt es noch eine weitere Zahl, deren Wesensart schwieriger zu definieren und zu rubrizieren ist. Man kann still und unauffällig manches Frauenauge lange Zeit studieren, ohne daß es möglich ist, zu einem festlegenden, bestimmt begrenzten Urteil zu gelangen. Dabei sollten nicht einmal die vielen Nuancen des Ausdrucks in Betracht gezogen werden, die aus den schnell und häufig wechselnden Stimmungen, denen die weibliche Psyche in starkem Maße unterworfen ist, herzuleiten sind. Freude und Unmut, leichter Sinn und Verzagtheit, Neigung und Unwillen, Freundlichkeit und Verstimmung kommen und gehen beim Weibe nicht selten wie der Pendelschlag einer Uhr. Einer Uhr, die bei manchen Frauen zuweilen im Autotempo pendelt.

Um also die Grundstimmung des Frauenauges und Frauencharakters kennen zu lernen, darf man sich von äußerlichen Eindrücken nicht beeinflussen lassen. Indes ist man auch dann nicht immer vor Fehlschlüssen und Ueberraschungen sicher. Es gibt unter den mancherlei Künstlern, deren sich höher stehende Frauen befleißigen, auch eine, noch viel zu wenig beachtete: die Kultur des Auges.

Die Kultur des Auges hat natürlich andrerseits auch Frauen von weniger starkem Charakter dazu verleitet, ihrem Auge eine gewisse Weichheit und schmachtende Sehnsucht zu geben, um den Mann um so sicherer anlocken und wieder abstoßen zu können, denn im Grunde ihrer Seele ist diese Frauenart ohne Empfinden.

Die Kultur des Auges wird sich zumeist nach den beiden Richtungen der Beherrschung und Anziehung bewegen, sie wird aber auch nur der geistig regeren Frau vorbehalten bleiben. Gleichviel, sie wird es nie verhindern können, daß Frauenauge und Charakter nach wie vor im verstandlichsten Verhältnis zueinander bleiben und ersteres trotz alledem stets die Bannerträgerin der letzteren sein wird.

Franz Schubert

Von P. Wild.

Es war in Wien. Im Dezember des Jahres 1808, als Vater Schubert, der Schulmeister in ernstem Sinnen durch die Straßen Wiens wanderte, ihm zur Seite der elfjährige Franz, angetan mit dem für ihn zurechtgestückerten alten Frack des älteren Bruders. Auf dem Glacis kommt ihnen ein untersetzter Mann entgegen, das finstere Antlitz unter dem tief in die Stirn gedrückten Hut gegenwartsfern. Ohne jemanden zu sehen geht er schnellen Schrittes vorwärts, ehrerbietig weichen die Menschen ihm aus.

„Der Herr von Beethoven“, flüstert Vater Schubert dem Sohn zu und beide schauen dem Großen in bewundernder Ehrerbietung nach.

So kreuzten die zwei großen Künstler unbewußt ihre Bahn. Schubert hat es niemals vergessen, daß er auf dem Weg zur Prüfung als Sängerknabe, zwecks Erlangung einer Freistelle im kais. königl. Konvikt auf dem Universitätsplatz Beethoven gesehen hat.

„Der Mensch braucht ein Amt, sonst gilt er nichts.“ Das war die Voraussetzung der bürgerlichen Einstellung zum Leben von Schuberts Vater. So wurde Franz des Vaters Hilfslehrer. Doch der Genius bäumt sich gegen solche Fesselung auf, empört sich. Dies Stundengeben quält, beengt ihn, die Musik wird ihm, wie auch im Konvikt Trösterin, dennoch vermag er auf die Dauer ein solches Leben nicht zu ertragen. Er überwirft sich mit seinem Vater und wandert seinen Weg . . . in die Freiheit.

Und die Musik füllt sein Leben aus. Unendlich reich ist der Brunnen seiner schöpferischen Phantasie. Schon als Knabe ein Wissender der Töne, seine Lehrer überflügelnd, wird er ein Ringender, unter dessen Zauberstab das Wort Lied wird.

Persönlich weltfremd, zurückhaltend, von rührender Bescheidenheit, ist er unter Freunden von echt Wiener Frohsinn, die Tiefen seiner Seele aber erschließen sich allein in der Musik. Schon mit achtzehn Jahren vollendet er den „Erlkönig“.

Wer den Lorbeer trägt, den drückt er meist als Dornenkrone. So hat auch Schubert schwer unter dem Zwiespalt seiner Seele und seines Lebens gelitten . . . und seine Not in der Musik niedergelegt. Besonders seine späteren Werke tragen verstärkt das Zeichen der Melancholie, der Enttäuschung, die ihm lebenslang treu geblieben ist. Während er persönlich seine Seele ängstlich schamvoll, wie jeder empfindsame Künstler, vor den Blicken der Menschen verschloß, weitete sie sich in seinen Liedern zum Bekenntnis der Unbefriedigung über die Not des Schaffens, die Arbeit des Genies . . . für das nackte Leben.

Ein unruhig Suchendes liegt in seinen Liedern, er selbst ist der Wanderer, der das Glück sucht — die ewige Frage stellt: wo bist du, wo? Freundschaft ist das Glück seines Lebens. Wundervoll ist der Gleichschritt der beiden Romantiker Moritz v. Schwindt und Schubert. Was uns der eine im Bilde schenkt, reicht uns der andere im Strahlenkranz seiner Musik. In beiden ist das tiefe Verstehen der Natur, der neckische Glaube an Feen, Genien und Geister, tiefdeutsch sind beide als Gestalter der deutschen Seele.

Aus der unendlichen Fülle der Lieder ragen die Goetheschen Texte besonders hervor. Auch hier wurde er enttäuscht, einigemale übersandte er dem Meister eine Sammlung vertonter Lieder . . . und erhielt kein Wort des Dankes. Erst nach Schuberts Tod wurde Goethe von dem Vortrag des ihm vorgesungenen „Erlkönig“ tief ergriffen.

Der Weg des Genies ist kein Alltagsweg . . sein Leben hat einen anderen Rhythmus, ein anderes Ziel als das der gemeinen Menschheit. So sucht auch Schubert . . . aus den Niederungen der Menschlichkeit zur Vollendung hinauf zu den Sphären der Gottnähe.

Die Es-Dur-Messe ist Ausklang des Frühvollendeten.

Mitten aus dem Schaffen wurde er, in der Vollkraft des besten Mannesalters, einunddreißigjährig, abberufen . . . zu früh und dennoch ein Vollendeter.

Wir aber sind Träger seines Erbes. Schubert ist in jedem deutschen Heim mit seinen Liedern zu Hause. Sein Tod war kein Ende, sondern ein Anfang. Seine Musikpoesie ist heiliges Volksgut geworden, der Name Schubert eine Zauberformel, dessen Visionen uns über den Alltag erheben — uns in das Reich der Ideale, der Erfüllung entführen.

Die Frau zur Führung des „Doppelnamens“ berechtigt

Tritt ein Mädchen in den heiligen Ehestand, muß sie den Familiennamen des Gatten führen und auf den ursprünglichen Namen ihrer Eltern verzichten. Es wird ihr durch die Ehe etwas genommen, das ihr lieb und wert war. Nach dem Gang zum Traualtar ist auf einmal alles ausgelöscht, was den Fremden an ihre Herkunft, ihre Tradition erinnert. Nie wieder im Leben wird sie mit dem väterlichen Namen angesprochen werden. Es ist nicht zu leugnen, daß diese bei der Eheschließung von staatswegen angeordnete Manipulation schmerzliche Abschiedsstimmungen wachruft, ein Abschiednehmen vom väterlichen Traditionserbteil. Schon lange führen daher die Frauenrechtlerinnen den Kampf, daß ein Mädchen bei Verheiratung die Berechtigung erhält, dem Familiennamen des Ehemannes den eigenen anzufügen. Also im gegebenen Falle nicht Frau „Meier“, sondern „Frau Meier von und zu Hohenstein“ usw.

Dieser wohlberechtigte Kampf ist jetzt fast restlos zu Ende geführt worden. Einem Antrage der demokratischen Partei im preußischen Landtag, der diese Anregung durch Einwirkung auf die Reichsregierung verwirklichen will, ist nach mehrmaligen Ablehnungen bei der dritten Lesung des Justizhaushalts mit den Stimmen der Linksparteien und einiger deutschnationaler Stimmen angenommen worden. Nach dem Antrag gilt als Voraussetzung, daß die Frau bei der Eheschließung dem Standesbeamten eine dementsprechende Erklärung abgibt. Verheiratete Frauen können die Berechtigung zur Führung ihres Mädchennamens erhalten, wenn sie dem Standesbeamten, vor dem die Ehe geschlossen wurde, die gleiche Erklärung abgeben. Unter gewissen Voraussetzungen steht allerdings dem Ehemann das Recht zu, bei Vorliegen wichtiger Gründe der Frau die Zufügung ihres Mädchennamens zu untersagen. In Widerspruchsfällen hat dann das zuständige Amtsgericht zu entscheiden.

Was die Hausfrau nicht leiden kann

Von Annie Juliane Richert.

Ach, das ist ein Klagelied mit 1001 Strophen! Mit welcher innigen Fürsorge bemüht sich die Industrie neuerdings, das Leben der Hausfrau zu einem immerblühenden Rosengarten zu machen, und wir sind auch in tiefster Seele dankbar dafür. Wir fußen sogar darauf und wagen es, unsre Abneigung gegen allerlei Dinge laut zu äußern, die wir früher nur durch gehässige Blicke und gelegentliche Stubbse als untauglich erklärten. „Können Sie in Ihrer Küche das Fenster aufmachen ohne das Fensterbrett erst abräumen zu müssen?“ Ich nicht! Ich brauche es dringend als Arbeitsplatz, da der Tisch nicht günstig genug stehen kann, um am Tage genügend belichtet zu sein. Wäre es sehr schwer, die Fensterflügel über einer Glasscheibe so hoch anfangen zu lassen, daß etwa eine Weinflasche ungefährdet auf dem Fensterbrett stehen könnte trotz meines Lufthungers?

Ich denke ja noch gar nicht so weit, daß ich seitlich einschiebbare Fenster zu wagen wünschte. Obwohl ich eigentlich nicht einsehe, warum das besondere Schwierigkeiten machen sollte. Aber ich bescheide mich eben.

Und wenn Schränke eingebaut werden über der Brennstelle, ist es dann unbescheiden, daß ich gern herankommen möchte? Ich klettere so ungern auf einen Schemel, um einen Topf aus dem Schrank nehmen zu können. Und ich habe nur das mir als Frau zukommende Mittelmaß.

Im eingebauten Abwaschtisch sind die Abflußröhren schäbig verhüllt mit einem abscheulichen Bretterverschlag, der immer erst aufgebrochen oder abgeschraubt werden muß, wenn das Rohr einmal verstopft ist. Ich weiß, ich weiß! In einem ordentlichen Haushalt kommt so was einfach nicht vor. Aber wenn?

Warum muß ich mich so quälen mit dem Ausguß? Ich hasse ihn! Er zwingt mich, den Eimer mit dem Wasser 80 Zentimeter hoch zu heben, mich schwaches Weib! Kann er sich nicht damit begnügen, 70, meinetwegen 80 Zentimeter über dem Fußboden sein anständig großes Becken anbringen zu lassen? Und dann ist sein Ablaufsieb oft gar nicht aufnahmefähig genug für die Wasserfülle, die ich ihm zumute. Das sind Sachen, die einem die Bubikopfhaare zum Sträuben bringen!

Wenn ich mir die weitere Küchenpracht beschaue, so gerate ich in immer trostlosere Stimmungen. Da ist mein Küchentisch, der nachmittags im Schmuck seiner Linoleumdecke prangt. Warum hat man ihm diese Decke nicht gleich auf den Leib gebäumert? Das Abscheuern des Tisches raubt mir von meiner kostbaren Arbeitskraft jeden Tag verschiedene Pfunde. Wenn rotes Linoleum als Platte den Tisch ziert, habe ich weniger zu tun und bin eine frohe, zu allen weiteren Arbeiten zum Wohle der Familie und des Staates bereite Frau. Wenn ich nur nicht immer so halte Füße hätte! Das macht wieder unfroh. Ich bin imstande und lasse mir doch noch Linoleum legen. Schönes dickes Linoleum. Sie meinen, daß Sie noch schlimmer daran sind, weil Sie Fliesen in der Küche haben? Arme Frau! Das ist ja schrecklich. Wie kann man Fliesen oder Estrich in der Küche haben. Der Baumeister sollte zur Strafe einen Winter darin kochen müssen. Abgesehen von der Kälte, die solch ein Boden ausstrahlt, ermüdet er auch die Gehwerkzeuge in unerhörtem Maße.

Wenn ich nun schon am Legen von rotem Linoleum bin, so lasse ich gleich die Wände rot streichen. Rot ist die Farbe der Freude. Dabei sehr praktisch. Da meinen die Malersleute einem wunder welchen Gefallen zu tun, wenn sie die Wände in zartes Hellgrau oder gelblich kleiden. Nichts ist empfindlicher als die graue Farbe. Nichts unempfindlicher als das pompejanische Rot. Allerdings muß die Lichtöffnung auch genügend groß sein, nicht nur so ein quergestelltes Stallfenster, wie man es jetzt so schön findet.

Wenn ich erst in meine Schränke gucke, hört das Klagelied überhaupt nicht auf. Lassen wir das für heute.

Eine deutsche Scherenkünstlerin

(Zu Johann Beckmanns 60. Geburtstag am 3. Mai.)

Von Dr. Braftatt.

Abseits vom lauten Leben und doch in das strömende Leben hinein wirkt nun, Jahrzehnt um Jahrzehnt, Johanna Beckmann, die Künstlerin — und ist so sechzig geworden. Sie kleidet um den Alltag Sonne und gießt in kleine und große Herzen Fröhlichkeit. In vielen tausend Häusern erzählen ihre Scherenschnitte liebe, süße Märchen von Waldweben und Blumenglück, von Menschensehnsucht, Reinheit und heimlichem Königtum; an den Wänden dunkler Stuben hängen diese Bilder und singen ihr eigenes, wundersames Lied.

Sechzig Jahre, und immer noch am Werke tätig, das ihr heilig ist. Es dauerte eine Zeit, bis sie sich und ihr tiefstes Können ganz gefunden. Aber alles Schwere, alles Leid wuchs in ihr zu wahrem Schöpfertum. So wurde Johanna Beckmann die Künderin des deutschen Waldes, des ewigen Blumenlebens, des Heiligtums unserer Seele. Am 3. Mai 1868 wurde sie auf dem väterlichen Gut in der Uckermark geboren: Sonne, Sonntag, Mai und Blüte in